Biogr.
1276
15

Biogr. 1276 (15

Biogr.
1276
15

Georg Herwegh.

Fragmente
zur
Geschichte des Tages.

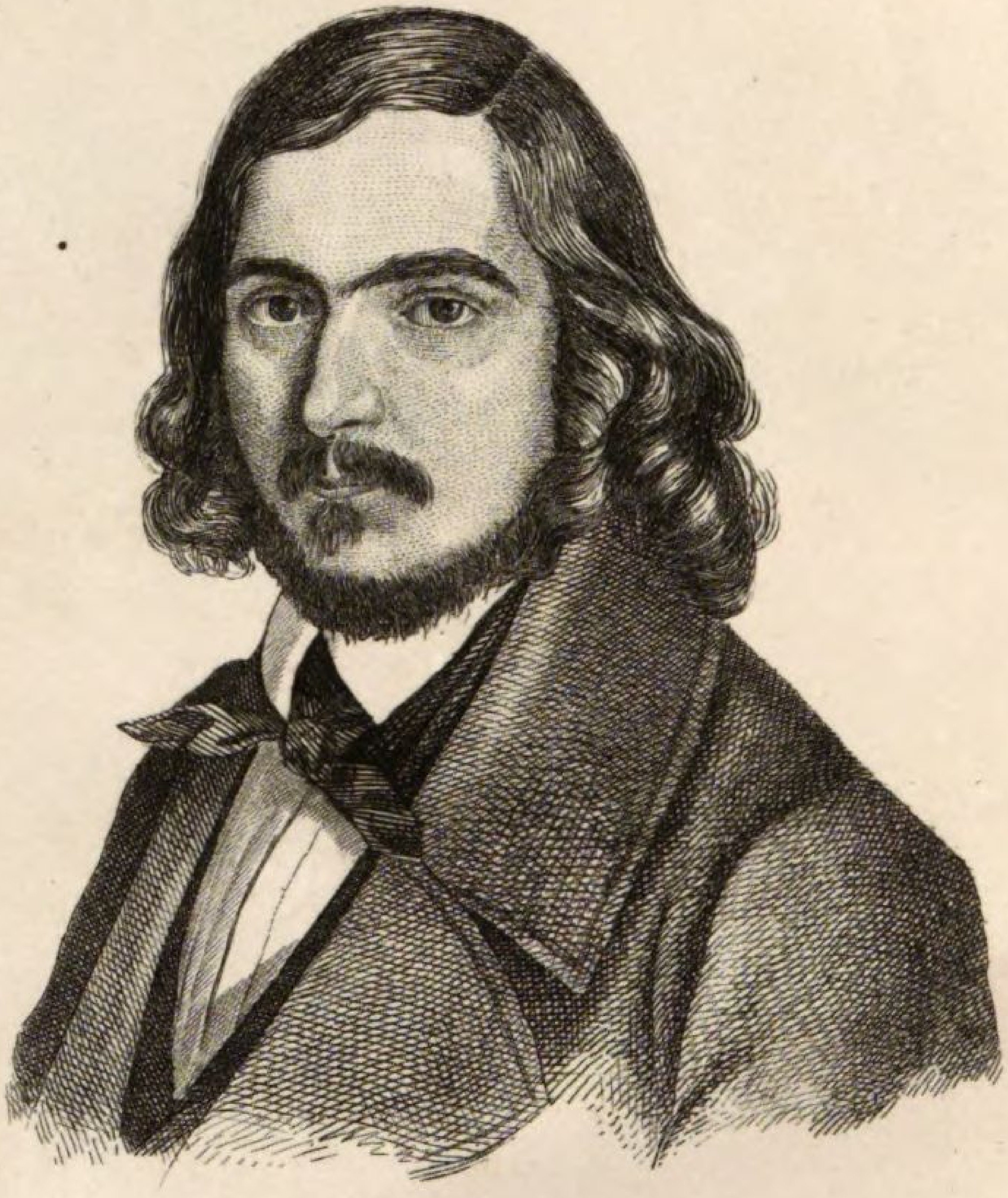
Mit dem Portrait, der Biographie und dem Facsimile des Dichters.

Herausgegeben
von
Alexis Publicola.

Nürnberg.
Winter'sche Buchhandlung.

37 A

Biogr. 1276 (15.



GHerwegh.

Georg Herwegh.

Fragmente

zur

Geschichte des Tages.

Mit dem Portrait, der Biographie und dem Facsimile des Dichters.

Herausgegeben

von

Alexis Publicola.

Nürnberg.
Winter'sche Buchhandlung.
1843.

An Einen.

Ein wilder Rufer, der da mahnt zum Kampfe,
So trittst du auf die Rostra vor dem Volke,
Du willst es nicht, dass Friedensopfer dampfe
Auf dem Altar, des Weihrauch's duft'ge Wolke.

Die Funken, die still in der Asche glommen,
Zu hellem Brande willst du auf sie schüren,
Dir scheint der langverheiss'ne Tag gekommen,
Um in die Schlacht die Stämme all' zu führen.

Feodor Löwe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein wunderlicher Tag dämmert heran. Wird die Sonne scheinen, oder wird es regnen, werden die Wolken die dort am Horizont so schweben und schwanken, sich vertheilen und dem Lichte Raum vergönnen oder sich verdichten und uns jenes Wetter bereiten, das uns so nüchtern umfängt, verstimmt und ganz geeignet ist den ächtesten englischen Spleen nach Deutschland herüber zu verpflanzen? Da steht der Beobachter und schaut nach dem Himmel und den Wettergläsern, und wenn beide gleich wenig Aufschluß geben mögen, findet er sich wohl drein, daß es Tag, wenn auch nicht Licht werde. So auch am politischen Horizont. Da freuen wir uns allgemach des Tages und hoffen, daß es Licht dazu werde. Wir dürfen so hoffen. Es vermag weder der Gleichgültige noch der Ueberspannte zu sagen, es rege und fördere sich nicht um uns herum. Daß der Gleichgültige noch nicht von der Bewegung fortgerissen und der Ueberspannte noch nicht am Ziel der Bewegung steht, das ist in der Unzulänglichkeit begründet, worin sich noch so viele öffentliche

Elemente befinden, ohne daß man gerade diesen Mangel auf irgend Jemand speciell zu bürden berechtigt wäre. Das liegt auch im Grunde noch an unsrer geringen politischen Bildung. Wir werden in Liedern und Gesängen und in unsern Zukunftsträumen schon lange ein einiges Deutschland etablirt haben, wenn auf der Landkarte, in den Zeitungen, in den Einflüssen, in den Tendenzen, localen Wünschen und Begierden noch immer die 39 verschiedenen deutschen Bundes-Staaten existiren und immer wird gleich wenig Aussicht bleiben, das dem anders wird. Wer ist es denn der sich bis jetzt so lebhaft dafür interessirt, das dem überhaupt anders werden solle? Doch nicht die Masse, das Volk? Wie täuschen wir uns, wenn wir das nur entfernt annehmen wollen. Der Deutsche will vor Allen Ruhe. Er hat gehört, das sey die erste Bürgerpflicht. Und nebenher läßt sich auch in Ruhe und Frieden Alles vernünftiger ausgleichen. Dadurch beseitigt man die bekannten Fehler, welche den Extravaganzen folgen. Damit bleibt man aller Geselligkeit Freund, dadurch entfernt man unruhige Träume und der Tag sieht sich immer gleich heiter an, keine Spur von Uebernächtigkeit. Da aber redet man von einem neuen Tag. Mitunter kommt Vetter Hinz nach Hause und meldet dem Vetter Kunz, daß der Vetter Michel gestern Abend da, nämlich

im Wirthshause gewesen sey und gar curioses Zeug geschwätzt habe, wie man gar nicht an ihn gewohnt. Und vorgelesen habe der sonst so nüchterne Vetter Michel von Zeitfortschritten und daß man ein Uebriges thun und sich um mehr als den Fleischtarif und die Eisenbahnactien kümmern müsse. Man habe aber dem Vetter Michel bedeutet, er solle bald heim gehen und ausschlafen und sich ferner nicht so etwas einreden lassen. Und auch die Frauen haben ihren Männern die Ohren zugehalten, damit der Schall solcher fremden Laute diese nicht betäube. Denn die Frauen sind gescheut genug zu wissen, daß mit der Anerkennung des Zeitfortschrittes ein Theil des Hausregimentes verschwindet. Das Wort oder vielmehr das Nachdenken über jenes Wort hat nämlich die sonderbare Eigenschaft, Kopf und Herzen klar zu machen. Und wollen denn die Frauen überall viel Klarheit an ihren Männern? Nehmen wir aber an, daß man dem Vetter Michel wirklich einige Aufmerksamkeit einräume. Das wird vielleicht hier oder dort doch vorkommen. Es braucht einer z. B. nur noch nicht verheirathet oder Wittwer oder wenig verheirathet zu seyn. Wird man den Begriffen des Zeitfortschrittes folgen oder richtige Anwendung schenken können? Wer belehrt die Menge über die Anforderungen des Tages? Die Zeitungen sollen zunächst die Aufgabe

lösen. Die aber stellen nur Ereigniß nüchtern an Ereigniß, reihen Localhistorien aneinander und überlassen die Reflexion ganz und gar ihren Lesern. Man gibt sich nicht die Mühe, diese Reflexion zu erläutern, ihr Stützpuncte unterzuschieben, sie fähig zu machen sich practisch anwenden zu lassen. Man läßt sie schwanken und sich den Wechseln des Ereignisses, welches sie hervorgerufen, unterstellen. Das entmuthigt denn gar oft die eben erst geborne Fähigkeit. Das Ereigniß selbst wird in seinen Folgen gemindert oder es wächst zu einem historischen Factum, es begründet am Ende eine Epoche und die jene Anfänge und Fortgänge um sich herum sich hätten bilden und ausbilden sehen können, wundern sich dann, wenn die Thatsache auf ihre Basis gehoben wird und mächtig dasteht für alle Zeiten. Diese unfertige Volksbildung wird so lange dem Fortschritte hinderlich bleiben, bis unsere politischen Zeitungen es der Mühe werth finden, statt Materialien zur Conversation, anregende Stoffe zum Erkennen und Beurtheilen der öffentlichen Begebnisse zu liefern. Nicht daß unsere politischen Blätter damit irgend einer Parthei sich anschließen und ein einseitiges Interesse erzeugen sollen. Vielmehr giebt das Leben und die Erfahrung Gelegenheit genug, jedem Ereigniß eine Seite abzugewinnen, das es entweder als Folge von etwas Ge-

lungenem oder Verfehltem, als Ausbeute des Verdienstes oder dessen Mangels, als Zeichen der Gesinnung oder des schwankenden Characters, als eine gewonnene oder verlorene Pointe für die Ueberlieferungen an die Zukunft erscheinen lassen. Die Zeitungen können nie zu deutlich, nie zu gründlich in solchen practischen Nachweisen seyn. Sie hätten dann einen großen, edlen Zweck, nämlich die Schulbildung in's Leben einzuführen, ihr Anwendung zu verschaffen und dem Staate eine Anzahl Bürger zu erziehen, die jede Mäaßregel desselben verständig auffassen und dem Staatsleben selbst eine Würde gewinnen würden, die alle halbe Concessionen überflüssig macht und eine Achtung in Anspruch nimmt, die man alsdann nie mehr verkennen oder der man etwas zumuthen würde, was die gewonnene Bildung sogleich verwerfen müßte. Sind so die Zeitungen, die öffentlichen Organe, hinter den Erfordernissen zurückgeblieben, welche der Gang der Zeitläufte nachgerade an sie stellen mußte, so haben auch die Sänger unserer Tage noch nicht den rechten Ton gefunden, um die Herzen für die Fragen der Zeit zu gewinnen. Sie singen »von unendlichem Weh« und »unsäglichem Schmerz,« während das Volk sie nicht begreift und sich kerngesund fühlt. Sie sehen Blut und Wunden, wo noch Keiner den Aderlaß gewagt. Sie verkörpern ihre Ideale, aber das Volk

kennt diese Gestalten nicht. Es begreift so wenig, was die s. g. Gebildeten eigentlich veranlaßt, einen künstlichen Sturm heraufzubeschwören. Woher denn dieser forcirte Enthusiasmus, diese Affectation, dieses Kokettthun mit Empfindungen und Gefühlen, die Ihr sonst niemals manifestirtet, sagt das Volk. Ihr ernennt Apostel, ihr bauet Leuchtthürme, von denen nie ein Licht herableuchtet, ihr zwingt Euch, Phantasten zu Sehern umzuwandeln, ihr ruft ein neues Prophetenthum aus und noch sind die Weissagungen der Alten noch lange nicht alle erfüllt. Das Volk, dem Alles Vergnügen macht, was recht flittert und flimmert, umtanzt den buntgeschmückten Maienbaum, welchen ihr aufpflanzt, wie es tanzen würde, wenn sonst ein Geiger umsonst aufspielt. Es hat einen müssigen Tag dadurch und die schlanken Dirnen wollen einmal probiren, wie es thut, wenn man auch am Wochentag die Glieder so schwenkt und dreht, wie es sonst nur am Sonntag höchstens vergünstigt war. Und ihr nehmt das Alles für wirkliche, theilnehmende Lust und denkt: das ist ein Volk, das wir erfreut, das uns den frischen Pulsschlag verdankt. Aber hört nur, wie sie Euch so ganz und gar mißverstanden haben, mit Eurem gutmüthigen Eifer. »Närrische Leute die, lassen uns aufspielen und vergeuden Zeit und Mühe und noch allerlei;

Thoren sind's und Reden führen sie dabei, Gott helfe ihnen.« Ihr lieben Sänger, ereifert Euch nicht ferner; wie wir auch freudig aufhorchen, wenn eine frische, kräftige Stimme uns ein neues Lied in lieblicher Melodie vorträgt, wir begreifen es nicht, warum ihr gleich darauf so in die Saiten stürmt und wohl Euer herrliches Instrument am Ende gar zertrümmert. Wozu dieser Zorn, den Ihr einen heiligen nennt? Daß wir Euer Lied nicht verstanden, nicht gleich die neue Melodie im Chorus mitgesungen? Bedenket doch, es ist ein ganz neuer Sang und die Texteswort lauten so wunderlich. Gut Ding wollte bei uns im Land von jeher Weile haben. Setzet Euch nieder und laßt es Euch an unserem Heerd wohlgefallen, lehrt uns Eure Weisen und schenket uns das Lied, daß wir es syllabiren, buchstabiren, lesen und auswendig lernen können. Woher soll uns plötzlich die Erkenntniß kommen, wo ist der wackere Lehrer, der uns das Wissen beibringe und der uns allgemach zur Prüfung stark mache? Und prüfen dürfen wir doch Eure Lehre, ob sie auch passe zu uns'ren Begriffen und unsern Zuständen?

Und somit Ihr Zeitungsschreiber und politischen Dichter, merket einmal verständiger auf den Sinn, den die Menge mit der Geschichte des Tages verknüpft. Laßt Euch herab, die Unmündigkeit wirklich für alle Zeit mün-

dig zu machen, erläutert mit geläutertem Verstand, schlagt nicht Nebenpfade ein, wo die beste Heerstraße vorhanden. Sorgt nur dafür, daß diese Heerstraße nicht von Bettlern und falschen Freunden belagert wird, die den ruhig vorwärts Schreitenden aufhalten und ihn betäuben mit leichtem, faselnden Geschwätz. Zeigt uns freie Stirn, frische Gesinnung, Liebe des Volks im Herzen, Treue, Aufrichtigkeit und — erfahrungsreiches Wissen. Das wird einen wahren Begriff vom Zeitfortschritt begründen, und den Zeitfortschritt selbst. Wohl gilt dieser Zuruf Euch Allen, Ihr Sänger der Zeit, der Gegenwart, der Morgenröthe, Ihr Lebendigen und cosmopolitischen Nachtwächter. Stimmt an den Sang für Vaterland und Recht, für den Glauben an die besseren Keime in der Menschenbrust und fürs Licht, aber stürmt nicht den Aufruhr zusammen, weckt nicht die Zwietracht und den Hader, gebet dem Gotte d. i. der Erkenntniß die Ehre, lehrt Männerstolz und Männerwürde, aber nicht Uebermuth und Ueberschätzung. Ihr wollet Throne zersplittern und dennoch nur neue Throne aufrichten, von welchen herab der Egoismus, und die Gereiztheit herrscht, ihr wollt die Leidenschaft zur Regentin machen und ihr blind huldigen. Laßt ab von solchem Thun und solchem Frevel an dem besseren Kern, der deutsche Gesinnung umgiebt. Lehrt Freiheit

des Geistes, indem ihr sie entfesselt von theoretischen Klügeleien, von philosophischem Dünkel und allem phantastischen Kram. Sehet es ist Tag, und wir sehen den Tag!

Veranlaßt wurde das Obige durch das schon Auffallende der Erscheinung, daß ein junger, begabter, deutscher Dichter, Georg Herwegh, sich auf einer Reise durch Deutschland von der Schweiz aus, fast überall von den Jugendfrischen an Geist und Jahren umgeben und hochgefeiert sah, daß sich ein Tagesinteresse an und um ihn spann, und die politischen Zeitungen eifrig seine Reiseroute verfolgten. Hinterher hatte das Uebermaaß dieser zur Manie gewordenen Huldigung, den Kopf des jungen Dichters mit berauschenden Ideen angefüllt, und als Preußens geistreicher und vorwärtsblickender König demselben sich hochherzig in einer Audienz genähert, ward leider ein solches aufmunterndes Interesse mit einer Takt- und Rücksichtslosigkeit belohnt, die in diesen Augenblick das Bedauern erregen muß, an dem Dichter, den man um so viele seiner trefflichen Lieder werthschätzt, eine gänzliche Verkennung seiner Stellung und unsrer politischen Zustände überhaupt rügen zu müssen. Wenn nun solchergestalt also das Au-

genmerk der Lesewelt auf jenen Dichter unbestreitbar sich hinrichtet und man immer noch die Hoffnung nicht aufgeben darf, für die jetzt fehlgeschlagenen Erwartungen durch neue Talentausweise entschädigt zu werden, so durften wir auch wagen, für nachstehende biographische Mittheilungen die Beachtung aller an die Zeitfragen Theilnehmenden in Anspruch zu nehmen.

Der Dichter der: »Lieder eines Lebendigen« Georg Herwegh, ward im Jahre 1816 in demselben glücklichen Lande geboren, das die berühmten schwäbischen Magister, aber auch einen Schiller an das Licht der Welt förderte und das in neuester Zeit sogar einen ganzen Dichterwald heranwachsen sah, den Heinrich Heine in seinem Schwabenspiegel sich eben so viel Mühe gab herunterzuwitzeln, als Herr Griesinger sich veranlaßt gesehen hat, die Schwaben in allen ihren Freuden und Leiden und Localherrlichkeiten zu schildern. Unser Herwegh ist der Sohn schlichter Bürgersleute und begann seine academische Ausbildung auf der Universität Tübingen. Wie uns Lewald in seiner Zeitschrift: »Europa« belehrt, ward ihm im Jahre 1836 von H. der Wunsch geäußert »die Universität zu verlassen und sich nach eig'nem Trieb und Gefallen den Wissenschaften hinzugeben.« Lyrische Versuche folgten, die von einer tüchtigen poetischen An-

schauung zeugten und willfährige Aufnahme in dem Album der: »Europa« fanden.

Die Correspondenz mit Lewald wurde immer lebendiger und der in derselben angeregte und ausgesponnene Vorsatz sich in Stuttgart zu domiciliren, kam um 1837 zur Aufführung. Wir schalten jetzt zur Schilderung seines Stuttgarter Aufenthaltes die vortreffliche Scizze ein, die Herwegh's väterlicher Freund August Lewald von demselben in der 4ten Lieferung des vierten Bandes vom Jahre 1841 mit der ganzen Frische seiner bekannten und mit Recht beliebten Darstellungsweise entwirft.

»Daß eine solche Erscheinung auf dem Markte der Literatur ziemlich unbeachtet blieb, kann man leicht denken. Die sich vornehm dünkende Clique der schwäbischen Literaten nahm keine Notiz von ihr; das Wohlwollen, das nach einem jungen Blatte greifen läßt, welches sich mit zur Aufgabe setzte, unbekannten Talenten den Weg zu bahnen, fand hier nicht statt, und besonders damals, wo man dem Jungen, Neuen, geradezu den Weg verrennen mochte, und in der Lächerlichkeit so weit ging, es nach Kräften zu verschreien und zu lästern. Herwegh seinerseits dachte auch nicht daran, Einen jener Matadore aufzusuchen und sich bei denselben zu empfehlen. Ebenso kümmerten sich die Buchhändler nicht um ihn; er hatte nicht

im Sinne ein Buch zu schreiben, er kam mit keinem fertigen Plane an, der schnell zu versilbern gewesen wäre; er wollte vor allen Dingen frei von dem Umgange der Studenten, in der Umgebung der größern Stadt, seinem stillen Denken und Brüten nachhängen, dann und wann angeregt durch den Besuch des Theaters, durch den Genuß einer Musik, vielleicht auch irgend eines gleich ihm Strebenden, wenn er ihn zu finden so glücklich sein sollte.

So stellte sich Herwegh mir vor. Ein hochaufgeschossener, bleicher Mensch, mit straff herabhängendem Haare, ein brennendes, schwärmerisches Auge im Kopfe; früher bedeutenden Nervenkrankheiten ausgesetzt, lag in seinem Gange etwas Schwebendes, Schwankendes; so kam er und saß mir stundenlang gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen; so kam er dann wohl allabendlich, und saß im Kreise junger Genossen, der sich um meine kleine Tafelrunde versammelt hatte, und im lauten Wechsel seine Ideen austauschte, mit dem tiefen, ruhigen Blicke, vollkommen gegenwärtig, aber fest und bestimmt und sein schroffer, derbschwäbischer Dialekt verlieh stets seinen Worten einen sehr ernsten Nachhall.

Die Urtheile, die in dem Kreise über ihn laut wurden, waren getheilt. Manche nahmen ihn sehr oberflächlich, und sprachen nnr so obenhin von ihm, Andere merk-

ten bald, daß was in ihm stecke, fanden jedoch, daß er den Sonderling spielen wolle, noch Andere nannten ihn überspannt, absprechend und was weiß ich. Niemand von den Jüngern fühlte sich zu ihm hingezogen, und wahrlich er that auch nichts dafür; so blieb er denn äußerlich einsam, und nur, wie es schien — auch sprachen dieß seine Lieder aus — von der Liebe zu einem jungen Mädchen erfüllt. Von der Ueberfülle seiner Poesie zeugten seine Gedichte von denen er mir nur den kleinsten Theil, das Gelungenste, übergab. Jeder Gegenstand, jeder Vorfall ward in seiner Anschauung zum Gedicht; ich hatte noch nie das Beispiel einer solchen Fruchtbarkeit erfahren.

Bei Herwegh's Vater regten sich Besorgnisse wegen seines Sohnes Zukunft, die dem schlichten Bügersmann, der den Ruhm eines Poeten eben nicht hoch anschlug, wohl zu verzeihen waren und da er wußte, daß ich mit ihm befreundet war, so wandte er sich um nähere Aus kunft an mich. Obgleich ich damals schon die feste Ueberzeugung hatte, daß in Georg Herwegh ein Dichter lebe, so ist es mir doch komisch genug, wenn ich daran denke, daß ich damals, um den guten Mann zu beruhigen, zu den extravagantesten Ueberredungsmitteln meine Zuflucht nahm, ihm im prophetischen Tone versprach: sein Sohn werde Uhland und Schwab überflügeln und ein neuer Schiller werden

Diese Versicherung wiederholte ich öfter, und es freut mich, daß der junge Dichter mich wenigstens nicht ganz zum Lügner werden ließ.

Um den Vater jedoch einige Beruhigung mehr zu verschaffen, bot ich Herwegh eine kleine Stelle bei der Redaktion der Europa an, die damals noch im Werden war, und ihm nicht viel mehr als eine Art von Anhaltspunkt für das Nothwendigste gewähren konnte. Herwegh kam hierauf täglich zu bestimmten Stunden in das Redaktionsbureau, und war überdieß ein gerngesehener Gast bei mir.«

Wir theilen aus dieser Epoche eine der tiefgefühltesten Poesien und Chargen Herwegh's mit. Erstere lautet:

Wellenklage.

Oft, in stillen Stunden, konnt' ich fragen
Mich, warum ich stets denn nur berichte
Was sich unter Menschen zugetragen;
Haben Blumen, Well'n nicht auch Geschichte?

Heute ging ich hin zu einer Stelle,
Wo des Flusses Arme sich ergießen
In das Meer, da hört' ich eine Welle
Unter diesen bangen Klagen fließen:

»O, des gold'nen Tags, da aus dem dunkeln
Erdenschooß ich an das Licht gezogen,
Sonn' und Sterne sah in's Herz mir funkeln,
Fühlt' den blauen Himmel in mir wogen!

Weiter zog's mich. Statt der luft'gen Bläue
Strahlt' zu mir ein üppig Grün hernieder,
Und von dannen riß ich mich auf's Neue
Ras'te schäumend über Felsen nieder.

Süße Blumen dufteten im Thale,
Und ich hatte sie noch kaum gesehen,
Als ich sanfter floß mit einem Male,
Gern geblieben wär' bei jeder stehen.

Eine warme Nacht war's. Rose hauchte
Ihre Liebe glühend in die Lüfte;
Wie ich da aus meinem Bette tauchte,
Um zu schlürfen diese Wollustdüfte!

Und ich wollt', wie sie mich angeblicket,
Meine Wasserarme um sie schlagen,
Kam ein Sturm, und hat sie abgeknicket,
Ach! ich hab' sie weit mit mir getragen.

Eine leuchtende Gestalt senkt' gestern
Noch sich von dem Uferrande nieder,
Weich war sie, wie meine Wellenschwester,
Feuer, Feuer waren ihre Glieder.

O wie schnell bin ich von ihr gekommen,
Um mein reiches Leben hier zu enden!
Bald hat mich der Ocean aufgenommen,
Und wird nie mehr mich zurückesenden.

Werd' um keine Blumen künftig spielen,
Unter keine grünen Zweige gehen,
Mich an keinem warmen Busen fühlen,
Auch vielleicht den Himmel nie mehr sehen.

Junge Bäume könnet ihr entlauben,
Zarte Pflanzen könnet ihr versehren,
Blüthen könnt ihr ihre Seele rauben;
Mir nur, Lüfte, wollt den Dienst ihr wehren?

Zehret auf mich, gnadenvolle Winde,
In den Himmel mich als Wolk' zu heben!
Wehet, weht dann, regenreiche Winde,
Mich als Well' der Erd' zurückzugeben!

Gebt den Blumen mich, den Mädchen wieder,
Lieber will ich durch die Erde irren,
Lieber stürzen über Klippen nieder,
Als im Oceane mich verlieren.

Letztere ist überschrieben:

Die Reiherbeitze

und war bestimmt eine der berühmten Finden'schen Scizzen (Beigabe zur Europa) zur Erläuterung zu dienen:

I. »Miß Angelika war das reizendste Mädchen, eine hohe üppige Gestalt, in jedem Zuge antik, ein kleines stolzes Haupt mit glänzenden braunen Haaren wiegte sich auf einem Halse, der der Venus des Capitols anzugehören schien; unter scharf geschnittenen Braunen lachten ein Paar siegreiche Augen, deren leichtsinniger Uebermuth nur durch die ächt englische Blässe des Gesichts gedämpft wurde. In ihrer Vaterstadt waren an fünfzig edle Ritter aus altem Geschlechte und unter diesen keine zwei, die nicht nach der schönen Hand der Miß Angelika getrachtet hätten. Miß Angelika sah selten in den Spiegel, sie erfuhr ja jede Minute aus einem anderen Munde, wie liebenswürdig sie sey. Sie ließ sich manche Huldigung gefallen, nahm manche Schmeichelei gnädig auf, ohne daß sich Einer der vielen Freier rühmen durfte, mehr als ein Lächeln von ihr erhalten zu haben. Das Herz unter dem leichten seidnen Gewande, das nicht so gut als der Schleier über dem Bilde zu Sais, die süßen Reize barg, schlug für Einen, vor dem jeder der übrigen Anbeter als vor einem Verdammten entsetzt geflohen wäre.

Angelika liebte; aber weder Vater noch Mutter ahnten, wer der Auserkohrne sey. Denn Angelika war lebenslustig, heiter und muthwillig, Eigenschaften, welche die Liebenden in unsern Romanen nicht besitzen und die wir, da wir keine anderen kennen, auch den Menschen von Fleisch und Blut, wenn sie verliebt sind, nicht zutrauen.

Angelika war in den Augen der jungen Herren, die sie so vergeblich umseufzten, eine Diana; so viel ist jedenfalls gewiß, daß sie nach ihrem Eugen nichts so sehr als die Jagd liebte, und daß ein gut abgerichteter Falke in ihren Augen mehr Werth als zehn hübsche Ritter hatte.

Miß Angelika hatte sich nachläßig in einen Stuhl vor ihr Schreibpult, das am Fenster stand, gesetzt; der weiche, runde Arm hing über die Lehne herab und dem Lieblingshunde, der zu ihren Füßen saß, wurde das beneidenswerthe Glück zu Theil, die schönsten Finger in der Welt belecken zu dürfen.

Am folgenden Tage sollte eine große Reiherbeitze seyn, woran Angelika stets viel Vergnügen fand. Die Sonne vergoldete noch zum Abschiede den Schauplatz von Angelika's morgender Thätigkeit und war im Begriffe, hinter den Bergen zu verschwinden und Eugens einsamen

Aufenthalt mit ihrem letzten Strahlen zu beleuchten. Angelika ergriff die Feder.

II. »So frühe schon auf Deinem Zimmer? Ich suchte Dich überall; unten befindet sich bereits seit einer halben Stunde Lord Seymour — vernachlässige ihn nicht so, er ist Einer der Ersten des Landes, mit dem Könige Jacob sehr befreundet und von gewaltigem Einflusse. Eine nähere Verbindung mit ihm — doch ich will nichts gesagt haben. Er ist mir sehr zur Hand gegangen und hat dabei den Ruhm mir ganz allein gelassen.« — Lord Seymour ist in der That kein übler Mann und wer weiß? Ich hatte im Sinne, bester Vater, heute etwas früher zur Ruhe zu gehen, da mich das Jagdhorn morgen in aller Frühe aus den Federn rufen wird. Doch wenn Lord Seymour da ist, will ich gerne eine Stunde opfern und mich in den Saal hinab begeben.

Ja, S. ist mir von großen Nutzen gewesen. Ich verdanke ihm köstliche Notizen, er selbst ist zu phlegmatisch — das darf dich jedoch nicht abschrecken, — zu bequem, um sie, so zu sagen, in's Ganze zu verarbeiten. Die Verschwörung ist entdeckt, von den Verschworenen aber erst wenige; Ruhm und Ehre stehen mir bevor, wenn ich sämmtlicher habhaft werden kann, und Seymour behauptet, im Gebirge dort drüben sollen die Meisten sich ver-

steckt halten. Du wirst morgen auf die Jagd gehen, ich auch; aber so ein Wild, wie ich, Töchterchen, wirst Du schwerlich erlegen, — »Nun, ich will sehen ob mein Falke oder mein Vater glücklicher ist.« — »Sey nicht zu wild und ausgelassen, schöner Leichtsinn; die Jagd ist doch noch dein Verderben.« Mit diesen Worten ging Lord Walstone zur Thüre hinaus.

Walstone war ein Mann in den Vierzigen, mit einem feinen, schlauen Gesichte, dem jedoch alles Großartige fehlt. Man war einer Verschwörung gegen das Leben des Herzogs von — auf die Spur gekommen, mehrere Verhaftungen waren bereits vorgenommen worden; Walstone entfaltete eine ungemeine Thätigkeit. Angelika hatte nur zu viel aus den wenigen Worten ihres Vaters vernommen. Unter den Flüchtlingen im Gebirge, auf die am andern Tage eine Hetzjagd angestellt werden sollte, befand sich Eugen. Angelika hatte das Interesse, das sie an den Verschwornen nahm, geschickt zu verbergen gewußt, und sich selbst so weit verleugnet, daß sie an dem ihr unausstehlichen Seymour einige Liebenswürdigkeit zu entdecken schien.

Angelika hatte bereits die Feder gehabt, als ihr Vater sie überraschte was ihr eigentlich sehr gelegen kam; sie wußte in der That nicht, was sie ihrem Eugen schrei-

ben sollte, und war zu geistreich, um ihn mit Gemeinplätzen abzufertigen. Sie hatte nun Stoff genug. Eugen war verloren, wenn er in die Hände des unerbittlichen Walstone fiel; es galt, den Geliebten so schnell als möglich von der drohenden Gefahr zu unterrichten. Eine Brieftaube war bisher der Bote zwischen Eugen und Angelika gewesen; auch dießmal sollte das Thier den Vermittler bilden. Die hübsche Jägerin schrieb einige Zeilen nieder und beschloß diese mit dem ersten Frühlicht durch die Taube abzusenden. Was lag ihr an der Jagd und an den Falken? Und sie konnte doch nicht von ersterer abstehen und mußte so sorglos als möglich erscheinen. Lord Seymour fand das unglückliche Kind an diesem Abende göttlicher als je. —

III. »So, nun fliege, mein Täubchen!« mit diesen Worten öffnete Angelika bei Tages Anbruch das Fenster und schaute noch eine gute Weile im leichten Nachtgewande dem Thiere nach. Dann kleidete sie sich an, und ehe sie damit zu Stande gekommen war, hatte sich der Hof bereits mit jungen Leuten, die Angelika auf die Jagd begleiten wollten, angefüllt. Sie erschien endlich unter denselben, grüßte sehr freundlich und bestieg ihr Pferd. Man sprengte im Gallop davon und hatte bald den freien

Platz im Wald erreicht, von dem aus Miß Walstone ihre Falken fliegen lassen wolle.

Miß Angelika wußte nicht, daß man unglücklich seyn könne, und erwartete auch für Eugen dießmal das Beste. Ihrer glühenden Liebe war ein unerschütterlicher Leichtsinn beigesellt. Sie ließ den ersten Falken steigen. Der Kampf mit einem Reiher und dessen endliche Besiegung ergötzte sie ungemein. Als der zweite Reiher zu ihren Füßen lag, wandelte sie ein leichter Schauer an. Inzwischen hatte sich ein starker Westwind erhoben, der große Wolken am Himmel zusammentrieb; Angelika's Haar flatterte wild im Sturme; der dritte Falke wollte nicht von ihrer zitternden Hand; er flog und eine Staubwolke verhüllte ihn alsbald der schönen Jägerin. Sie wartete eine Stunde und darüber — der Falke kehrte nicht zurück.

»Ein billet d'amour an einen der saubern Flüchtlinge! »»Verlasse augenblicklich diesen Ort! Durch die Taube erwarte ich Nachricht, wohin Du Dich begibst.«« Hübsche Züge, fürwahr!«

Der unausstehliche Seymour sprengte heran und hielt Angelikas Brief in der Hand.

»Mein Pferd!« schrie Angelika und war im Augenblicke verschwunden. Sie ritt pfeilgeschwind. Kaum achtete sie ihres todten Täubchens, das im Wege lag. Um

den Liebesboten her trieb der Wind einige Falkenfedern vom Boden auf. Schon war sie in der Nähe von Eugens Schlupfwinkel, da kam ihr ihr Vater mit Soldaten, die eine Tragbahre trugen, entgegen. Sie stürzte besinnungslos vor derselben nieder. »Ihr seid ein guter Schütze, Vater!« waren ihre letzten Worte.

Eugen war auf der Flucht von Lord Walstone und seinen Schergen von einem Felsen gestürzt und hatte das Gehirn zerschmettert. Angelika hat keinen Falken mehr steigen lassen. Die lustigen Reiherbeizen sind seitdem in England seltener geworden.«

Herwegh beschäftigte sich mit mancherlei Planen für die Zukunft; er wollte für das Theater schreiben; Moritz, den er bei Lewald kennen gelernt hatte, versprach ihm willig Vorschub zu leisten; Jener gab ihm Stoffe, Ideen, Scenarien, und er begann die Ausarbeitung, bis plötzlich ein Vorfall mächtig in sein stilles, der Poesie, der Freundschaft und der Liebe geweihtes Jugendleben eingriff, und seiner Bestimmung eine andere Richtung gab.

An einem Vormittage sah L. einen Polizeidiener in das Bureau treten, und in ziemlich barschem Tone Herwegh auffordern, ihm zu folgen. Zugleich lag ein Vorwurf in dieser Aufforderung, als habe er früheren schonungs-

vollern nicht schnell genug Folge geleistet. L. wollte wissen, was dieß zu bedeuten habe, allein der Dichter brummt etwas in den Bart, legt die Feder aus der Hand, nimmt den Hut und mit den Worten: »Er wolle bald wiederkommen!« war er aus der Thür.

L. war in peinlicher Unruhe über den Vorfall. »Mein Gott!« dachte er, »sollten sich unter König Wilhelm's menschenfreundlicher Regierung Thaten wiederholen können, die an Schiller's Jugend, an Schubarts Leiden erinnerten? Unmöglich!«

Da kommt es L. in den Sinn, daß es vielleicht Schuldensachen seien, und er beruhigt sich dabei, und denkt, daß man da wohl noch abhelfen könne. Nachmittags aber, wie Herwegh wiederkehrt, sagte er mit der größten Gleichmüthigkeit, es sei der Konscription wegen gewesen, und er werde sogleich die nöthigen Schritte thun, daß man ihn damit in Ruhe lasse. Er habe nicht Soldat zu werden und Alles sei bereits von ihm eingeleitet.

Lewald waren diese Bestimmungen in Würtemberg gänzlich fremd, und er ermahnte ihn, doch ja nichts außer Acht zu lassen, um die Sache schnell zu beseitigen, die ihn sonst noch oft zu stören drohe. Darauf begleitete er ihn und seine Frau zu einem Privatballe, in eine Familie,

wo er ihn eingeführt hatte, und tanzt dort mit schönen Mädchen bis gegen Morgen.

Als Herwegh am andern Morgen zur gewohnten Stunde ausblieb, glaubte L., daß der Ball daran Schuld sei, allein wie überraschte ihn sein Schreiben, das er Nachmittags empfing, und das »aus der Kaserne« datirt war. In diesem Schreiben athmete eine Verzweiflung, die an das Komische grenzte; das Gemüth des Dichters hatte sich empört bei dem Gedanken an den Kamaschendienst in Friedenszeiten; er griff zu den abstrusesten Wendungen, er machte die tollsten Sprünge, und beschwor L., zu ihm zu kommen.

L. eilte, von einem Freunde begleitet, in die Kaserne. Unten exerzirten Rekruten. Er fragte nach dem Rekruten Herwegh. Ein gefälliger Unteroffizier geleitete ihn durch das Labyrinth der Gänge und Treppen, bis er eine Thüre öffnete und in das Zimmer rief: »der Rekrut Herwegh! Hier sind Herren, die ihn sprechen wollen!« Sogleich riefen die jungen Soldaten durch einander: Rekrut Herwegh! Allein kein Herwegh wurde sichtbar. So war jene denn gemach durch die Menge bis zum Fenster vorgeschritten, wo sich endlich bei ihrem Nahen die bleiche Gestalt unsers Dichters in der provisorischen Uniform, die ihm zu weit und zu lange war und ihm ein recht klägliches Ansehen gab,

mit einem verlegenen Lächeln; nachdem L. ihm seine Fahrlässigkeit vorgehalten, die ihn früher die geeigneten Schritte einleiten lassen, bis daß es nun zu diesem Aeußersten gekommen, sprach er ihm Muth ein, erwähnte seiner ähnlichen Lage in der Jugend, und suchte ihn durch Scherz für den Augenblick zu erheitern. Da aber sah L., wie tief H. sein Schicksal erfaßt hatte; sein Auge füllte sich mit Thränen; er knirschte vor Wuth, und war in einer Aufregung die etwas Ueberraschendes befürchten ließ. Es blieb hier nichts Anderes übrig, als ihm das Versprechen zu geben, unmittelbar für seine Befreiung thätig zu seyn, und ihn zu bitten, sich nur vierundzwanzig Stunden ruhig zu verhalten; dann empfahl L. ihn seinem Unteroffizier auf's Beste, und bat, seine gereizte Stimmung so sehr als möglich zu schonen, ihn z. B. beim Unterricht davon zu dispensiren, gleich den andern Rekruten, laut zu lesen, ihn mit Fragen zu übergehen und dergleichen, was wirklich eine Natur, wie die Herwegh's zum Wahnsinn hätte treiben können. Hierauf ging ich zum Lieutenant und zum Obersten, die einstweilen, bis höhere Befehle eingelaufen seyn würden, den Rekruten Herwegh noch ausnahmsweise behandeln wollten, und stellte sogleich eine Bittschrift auf, die L. durch einen ihn freundlich gewogenen Mann, in der näheren Umgebung des Königs, Seiner Majestät höchsteigen-

händig überreichen ließ. Der Monarch las mit Wohlgefallen, was L. von dem jungen Dichter meldete, und man erhielt das Versprechen, daß der Befehl zu seiner Befreiung vom Militär, wenn ihr sonst nichts entgegenstehe, unfehlbar gegeben werden solle. Mit dieser Nachricht eilte jener zu seinem Schützling, den die Ungeduld verzehrte. L. sprach ihm guten Muth ein und versorgte ihn mit Büchern, mit Wein; er durfte weder exerziren, noch dem Soldatenunterrichte beiwohnen; allein er war dennoch unzufrieden. Täglich schrieb er klägliche Zettel — er war der Verzweiflung nahe. L. erkundigte sich und erfuhr, daß die Ausfertigung seiner Freilassung beim Obersten liege, daß sie demnächst erfolgen würde; allein dieß Alles stellte Herwegh nicht zufrieden. In seinem Mißmuthe gestattete er sich Aeußerungen, die innerhalb der Grenzen einer Kaserne nicht erlaubt sind; er wollte auf milde Zurechtweisungen nicht hören, bis daß einmal, als der Unteroffffzier zugegen war, und es mit seiner Pflicht nicht vereinbar hielt, ein unmuthiges Wort, das eine Beleidigung des Lieutenants enthalten sollte, zu verschweigen, die Anzeige davon gemacht wurde, und der Rekrut Herwegh auf vierzehn Tage Arrest bei Wasser und Brod erhielt. Nur auf verstohlenem Wege konnte L. nun durch einen andern gebildeten Unteroffizier, der Herwegh in Affektion genommen, einige Zei-

en von diesem erhalten, die er L. in seinem Kerker hingekritzelt hatte. Er bat ihn, seine Freisprechung zu betreiben, da er es nicht länger aushalten könne und noch zum wirklichen Verbrecher werden müsse, wenn ihn nichts aus seiner Lage erlöse. L. ließ es an Ermahnungen und Vorwürfen nicht fehlen, versprach ihm aber Alles zu thun, was möglich sey.

Die vierzehn Tage gingen um, und mit seiner Befreiung aus dem Gefängnisse war auch seine Freisprechung eingetroffen. Allein sein unbesonnenes Vergehen hatte wahrscheinlich einen nachtheiligen Einfluß darauf ausgeübt, und er war nur für den Augenblick vom Dienst entbunden, eine Art von temporärem Abschiede, mithin hörte er nicht auf noch fortwährend Soldat zu bleiben.

Er war jedoch für den Augenblick vollkommen beruhigt, und suchte jetzt eine Beschäftigung für den Erwerb. Diese fand er auch in der Uebertragung der Lamartine'schen Werke. L. sah ihn jetzt seltener; sein Aeußeres hatte sich vortheilhaft umgestaltet; er trug sich mit einer Art von moderner Eleganz, und L. freute sich, daß es ihm gut zu gehen schien. Allein zu bald mußte dieß jedenfalls unnatürliche Verhältniß aufhören und Herwegh zu seiner höhern Bestimmung fortgetrieben werden.

Auf einem Balle, beim Tanze, gerieth er mit einem

Offizier in Zwist und sollte sich nach militärischen Begriffen gegen denselben vergangen haben. Er war noch Soldat, und mußte, um einer schweren Strafe zu entgehen, die Flucht ergreifen — desertiren.

Er floh nach der Schweiz, und fand zuerst bei Konstanz an der neugegründeten »Volkshalle« einen Platz, wo er größtentheils literarische Artikel verfaßte; seine Gedichte aber mit fortdauernder Anhänglichkeit an die Redaktion der Europa sandte, die nach Kräften zu deren Bekanntwerden beitrug, und noch zu Anfang dieses Jahrs unter mehreren kleinen poetischen Ergüssen folgendes reizende Gedicht abdrucken ließ:

Die Blätter meiner Laube.

Das grüne Laub wird ein und aus
 Vom Herbste durchgekehret
Und auch mein luftig Sommerhaus
 Gar hastig abgeleeret;
Schon war der grimme Räuber drin,
 Schon schleppet er im Staube
Den Mantel meiner Liebe hin,
 Die Blätter meiner Laube.

Die schönen Tage, sind sie doch,
 Mein holdes Lieb, verflossen,

Da neidisch selbst dem Himmel noch
  Das Hüttchen sich verschlossen,
Da sich kein Auge stahl herein,
  Und schüchtern nur die Taube,
Da, glücklich ohne Mondenschein,
  Wir schwärmten in der Laube?

O trüg' ich, hab' ich oft gedacht,
  Die Welt in ihren Achsen —
Wie hätt' ich's anders doch gemacht!
  Ich ließ nur Blätter wachsen;
Denn wer ein Lieb im Arme hält,
  So ist und bleibt mein Glaube,
Birgt sich am Besten vor der Welt
  In einer dunkeln Laube.

Wie hängt sich an den kahlen Dorn
  Das letzte Grün vergebens!
Mir ist als sänke Korn um Korn
  Im Stundenglas des Lebens,
Wenn so der Blätter reicher Schwall
  Dem Sturme wird zum Raube;
Doch ach! was gleichet wohl dem Fall
  Der Blätter meiner Laube?

Es hat der Herbst gar schlecht bedacht
  Verliebter Seelen Wonne;
Die Liebe sucht die tiefste Nacht
  Und seine Frucht die Sonne.

Wirf nur dein Rosenkränzlein weg,
Mein Kind, und nimm die Haube;
Denn aus ist's nun mit dem Versteck
In unsrer stillen Laube!

Nachdem Herwegh, der mit dem Redakteur der Volkshalle in Vielem nicht übereinstimmte, sich von ihm losgesagt hatte, wandte er sich nach Zürich, woselbst er Freunde und Beschützer fand. Oken nahm sich seiner an; vor Allem aber scheint Herr Prof. Fröbel, ein Schüler und Freund Alexander Humboldt's, sich ihm günstig gezeigt zu haben. Dieser Mann ist Hauptheilnehmer jener Buchhandlung, welche die Gedichte eines Lebendigen so prächtig ausgestattet hat, daß sie ein Rezensent als zu »aristokratisch für den Inhalt« bezeichnen zu müssen geglaubt hat.

Es sind vorzüglich diese Gedichte, welche den allgemeinsten Enthusiasmus erregten und durch ihre feurige, Leben- und Geistathmende Fassung auch soweit verdienen, als sie namentlich in der Form wahrhaft schön, wenn auch Extravaganzen sich hinneigend erklärt werden müssen, gegen die wir uns bereit in den Einleitungsworten aussprachen. Wir theilen daher nicht die Hymnen zu einer gewaltsamen Aufregung der bestehenden Verhältnisse, wohl aber einige Gedichte mit, die ihres lyrischen Schwunges und

allgemeineren Beziehungen wegen, Aufmerksamkeit verdienen dürften:

Leicht Gepäck.

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wohl in keine Fürstengruft.
Und Alles, was ich mir erringe,
Ist Gottes liebe Himmelsluft;
Ich habe keine stolze Veste,
Von der man Länder übersieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neste,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Ich durfte nur, wie Andre, wollen.
Und wär' nicht leicht davongeeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen,
So oft man mich herbei beschied,
Ich habe fort und fort gepfiffen:
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Der Lord zapft Gold aus seiner Tonne,
Und ich aus meiner höchstens Wein;
Mein einzig Gold die Morgensonne,
Mein Silber all der Mondenschein!

Färbt sich mein Leben herbstlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir rieth;
Denn meine Münzen prägt' ich selber;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Gern sing ich Abends zu dem Reigen,
Vor Thronen spiel' ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl ersteigen,
Palläste klomm' ich nicht hinauf;
Indeß aus Moder, Sturz und Wettern
Sein goldnes Loos sich Mancher zieht,
Spiel' ich mit leichten Rosenblättern;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Nach Dir, nach Dir steht mein Verlangen,
O schönes Kind, o wärst Du mein!
Doch Du willst Bänder, Du willst Spangen,
Und ich soll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Palläste mied,
Laß ich getrost die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum sei mein Lied.

Der Gang um Mitternacht.

Ich schreite mit dem Geist um Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all mein Haß und Gram in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich stehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haupt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Pallast,
Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger theilen drin Ein Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengsten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hause, auf der Bank von Stein,
Will segenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in goldner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen stillen Blauen,

Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Thänen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

An den König von Preußen.

Einst hat ein beßrer Mann gewagt,
Mit seinem Lied vor Dich zu treten;
Du kennst Ihn, der so unverzagt
Die Tyrannei bei Dir verklagt
Und Dich um Deinen Schutz gebeten,
Um Schutz für jenes arme Land,
Das blutend vor dem Himmel stand,
Und keine, keine Hülfe fand,
Als die Verzweiflung der Poeten.

O lebt' Er noch, er würde heut
Dich aus dem süßen Schlummer stören;
Ob alle Welt Dir Weihrauch streut
Und jeden Siegerkranz Dir beut,

Sein stolzes Herz würd' sich empören.
Er spräch' dem falschen Jubel Hohn
Und nahte zornig Deinem Thron;
Tod ist der Vater, und der Sohn,
Der Mächtige, müßt' Ihn hören.

Doch Platen schläft am fernen Meer,
Und Polen ist durch uns verloren;
In Ehrfurch(tret' Ich zu Dir her,
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren.
Weil er vor Dir, dem Fürst, den Muth,
Zu flehen für Dein eigen Gut,
Zu flehen für Dein eigen Blut,
Für's deutsche Volk, dem Du geschworen!

Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluten eines Meleager,
Wie sie nach Kampf und That begehrt —
O drückt' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, Deinem Schwager!

Die Sehnsucht Deutschlands steht nach Dir,
Fest, wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürst, entfalte Dein Panier;
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,

Noch soll verstummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, Du thust nicht Recht,
Wenn Du ein moderndes Geschlecht,
Wenn Du zu Würden hebst den Knecht;
Nur wer ein Adler, sei von Adel!

Lass', was den Würmern längst verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;
Dir war ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein schöner Ritterspiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde schnöden Witz,
Schon tagt ein neues Austerlitz,
Mögst Du in seiner Sonne siegen!

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk soll Dir entgegenflammen;
Steh' auf und sprich: »Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirth,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen!«
Das West und Ost, das Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutsche glüh, —
Wirst Du auch lächeln und verdammen?

Der Fischer Petrus breitet aus
Auf's Neue seine falschen Netze;
Wohlan, beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im deutschen Haus

Noch gelten römische Gesetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das soll doch nun und nimmer sein.
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wetze.

Noch ist es Zeit, noch kannst Du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannst Du treue Herzen sehn,
Die gern mit Dir zum Tode gehn,
Zum Tod im heiligen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut;
O eil' Dich! eh' der Morgen graut,
Sind schon die Freunde in der Weite.

Nun schweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürsten Mund wird bitter schmollen.
Ich weiß, man hört die Sänger nicht,
Man stellt die Freien vor Gericht
Und wirft sie in die Schaar der Tollen.
Gleichviel — wie er auch immer schmollt,
Ich hab' gethan, was ich gesollt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Sonnet.

Von Büchern liegt vor mir ein Perserheer,
Doch keins kann mir den Unmuth ganz verwischen;
Der will den Geist auf Rossen sich erfrischen,
Der holt sich seinen Helden über's Meer.

Unwillig schwingt der Kritiker den Speer:
Warum die fremde Kost auf unsern Tischen?
Warum nach Gold in fremden Flüssen fischen?
Ist unsre Heimath, unser Herz so leer?

Geh' wieder in dein Kämmerlein und dichte!
Brauchst keinen Turban, keine welschen Blousen;
Zünd' deinen Zunder an am eignen Lichte!

Greif' Sänger, wieder in den eignen Busen,
In deines eignen theuern Volks Geschichte!
Da, oder nirgends wohnen deine Musen.

Den Naturdichtern.

Titan und Zwerg, das Große, wie das Kleine,
Ist Poesie, und Poesie im Halme,
Wie in des Orientes stolzer Palme,
Und Poesie noch in der Weisen Steine;

Und Poesie die Mück' im Sonnenscheine,
Und Poesie in eines Dampfschiffs Qualme,
Und Poesie auf einer Schweizeralme,
Und Poesie vor Allem auch im Weine.

Wo Euch des Himmels heil'ge Luft umweht,
Da rauscht die Poesie mit ihrem Schwingen;
Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet.

Wie Gott, ist sie zuletzt in allen Dingen:
Doch wenn einmal ein Löwe vor Euch steht,
Sollt Ihr nicht das Insekt auf ihm besingen.

Bald nach dem Erscheinen dieser wirklich lebendigen Lieder eines Lebendigen, die in kurzen Zeiträumen fünf Auflagen erlebten, erschien in Bezug auf eine, gerade der öffentlichen Debatte anheimgegebenen Zeitfrage, folgendes ebenfalls schwungreiche, wenn auch mehr der Idee der Sache als dem ausführbaren Realen huldigende Gedicht:

Die deutsche Flotte.

Eine Mahnung an das deutsche Volk.

(Zur sechsten Säcularfeier der Stiftung des Hansabundes.)

Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen,
Blick' in des Schicksals goldnes Buch.
Lies aus den Sternen Dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach', mein Volk, heiß' Deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch.

Hinweg die feige Knechtsgeberde!
Zerbrich der Heimath Schneckenhaus,
Zieh' muthig in die Welt hinaus,
Daß sie Dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerheerde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

War Hellas einst von bess'rem Stamme,
Als Du, von bess'rem Stamme Rom?
Daß Hermann, Dein geprief'ner Ohm,
Mein Volk, Dich nicht verdamme —
Hinaus ins Meer mit Kreuz und Oriflamme!
Sei mündig und entlaufe Deiner Amme,
Wie seinem Quell Dein Strom!

Wohl ist sie Dein, die schönste Flotte,
Die je ein sterblich Aug' entzückt;
Des Münster Schiffe, wie geschmückt
Hast Du sie Deinem Gotte!
Du lächelst ob der Feinde schwachem Spotte,
Wenn sie auf schwankem Brett, die freche Rotte,
Die Frucht der Erde pflückt.

Auch diese Frucht sollst Du ersiegen,
Wenn erst das Salz Dein Ruder netzt,
Und all die Sterne, die sich jetzt
Stolz über'm Haupt Dir wiegen,
Gleich schmucken Sclaven Dir zu Füßen liegen;
So zwischen zweien Himmeln hinzufliegen —
Dies Ziel ist Dir gesetzt!

O, blick' hinaus ins Schrankenlose!
Bestürmt Dein Herz nicht hohe Lust,
Wenn, wie an einer Mädchenbrust
Die aufgeblühte Rose,
Die Sonne zittert in des Meeres Schooße?
Und rauschen nicht der Tiefe tausend Moose
Dir zu: Du mußt! Du mußt!?

Gleicht nicht das heil'ge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?

Um Deiner Todten Asche mußt Du streiten!
Ha! schlummern nicht aus Deiner Hansa Zeiten
Auch deutsche Helden drin?

Wiegt sich nicht auf krystallnem Stuhle
Im Meer der Nereiden Schaar,
Die sich ihr Schicksal Jahr um Jahr
Abspinnt von goldner Spule?
Lockt sie Dich nicht, der Becher nicht von Thule,
Das wilde Meer, der Freiheit hohe Schule,
Lockt Dich nicht die Gefahr? —

Kühn, wie der Adler kommt geflogen,
Nimmt der Gedanke dort den Lauf,
Kühn blickt der Mann zum Mann hinauf,
Den Rücken ungebogen.
Noch schwebt der Geist des Schöpfers auf den Wogen,
Und in den Furchen, die Columb gezogen,
Geht Deuschlands Zukunft auf.

Wie Dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer Dein Lehen sein,
Das alle Zungen benedeyn
Und einen Purpur nennen.
Er soll nicht mehr um Krämerschultern brennen,
Wer will den Purpur von dem Kaiser trennen?
Ergreif' ihn, er ist Dein.

Ergreif' ihn, und mit ihm das Steuer
Der Weltgeschichte, faſſ' es keck!
Ihr Schiff iſt morſch, ihr Schiff iſt leck,
Sei Du der Welt Erneuer!
Du biſt des Herrn Erwählter und Getreuer;
O, ſprich, wann lodern wieder deutſche Feuer
Von jenes Schiffes Deck?

Hör', Deutſchland, höre Deine Barden:
Dir blüht manch luſtig Waldrevier —
Erbaue ſelbſt die Segler Dir,
Der Freiheit beſte Garden,
Mit eignen Flaggen, eigenen Kokarden;
Bleib' nicht der Sclave jenes Leoparden
Und ſeiner ſchnöden Gier!

Wen bittrer Armuth Noth erfaßte,
Und wer verbannt die See durchwallt,
Daß heiße Sehnſucht nicht zu bald
Die Seele ihm belaſte,
Dem ſei's beim Schwanken einſt der deutſchen Maſte,
Als ob er träumend noch zu Hauſe raſte
Im kühlen Eichenwald. —

Schon ſchaut mein Geiſt das nie Geſchaute,
Mein Herz wird ſegelgleich geſchwellt,
Schon iſt die Flotte aufgeſtellt,
Die unſer Volk erbaute;

Schon lehn' ich selbst, ein deutscher Argonaute,
An einem Mast, und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vließ der Welt.

Es konnte nicht fehlen, daß namentlich die jungen Poeten, welche wie Professor Hoffmann von Fallersleben in seinen unpolitischen Liedern (Hamburg bei Hoffmann u. Campe), Dingelstedt in den Liedern eines cosmopolitischen Nachtwächters, (ebend.) und E. Geibel in seiner »Zeitstimmen« (Lübeck bei Fr. Aschenfeldt), ebenfalls die Politik mit der Poesie zu vereinigen und so einen neuen Cursus zu lehren gedachten, lebhaftest den neuen Succurs auf dem bis dahin allein behaupteten Schlachtfeld begrüßen würden. Doch wie man es ehrlich mit dem deutschen Volke meinen und doch nicht das Heil von dem blinden Umsturz allein erwarten darf, trat auch namentlich letztgenannter Dichter, Emanuel Geibel *) bald nach dem Erscheinen der »Lieder

---

*) Emanuel Geibel ist der zweite Sohn des Pastors der reformirten Gemeinde in Lübeck, Johannes Geibel, eines sehr beliebten Kanzelredners und hochgeachteten Mannes. Er ist ungefähr 1815 in Lübeck geboren, genoß den Unterricht auf dem zur Zeit vorzüglichen Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann, um Philosophie und Philologie zu studiren, die Universitäten Berlin und Bonn. Später nahm er eine Haus-

eines Lebendigen« deren Dichter energisch in folgendem trefflichen Gedichte (Kölnische Zeitung Nr. 183) entgegen:

An Georg Herwegh.

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertescharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch, ich weiß' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden,
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten?
Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Aergste mag aus ihnen deuten?

---

lehrerstelle in Griechenland an und kehrte vor circa 1½ Jahren nach seiner Vaterstadt zurück, wo er gegenwärtig privatisirt. Neuerdings bewlligte ihn der König von Preußen, nach dem Tieck Demselben die neueste Production des jungen Dichters, ein Trauerspiel »Roderich« vorgetragen, eine Pension von jährlich 300 Rthlr.

Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl! — schieß' er, ohne fest zu zielen!
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt,
Im Donnerwagen grollend sitzt, —
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr! Ein Sämann scheinest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung,
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweih'n,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefordert,
Die hast'ge Gluth, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! — Das ist nicht deutsche Art;
Wohl ringen wir auch für das Neue,
Um's Freiheitsbanner dicht geschaart
So steh'n auch wir — doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt sind sie auch uns, wie dir,
Die Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermächt'gen Franken.

Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluthen;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub' der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
Der Geist ist stärker als die Klingen,
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten,
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nah'n.
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu' dein Schwert an seinen Ort,
Wie Petrus that, da er gesündigt;
Die Freiheit geht nicht auf aus Mord,
Blick nach Paris, das dir's verkündigt;
Vom Geist will sie gewonnen seyn,
Doch wär ihr Kleid, so rein und heiter,
Mit blut'gem Makel mag entweih'n,
Und säng' er Engelsmelodei'n!
Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.

Die werf ich keck dir in's Gesicht,
Keck in die Flammen deines Brandes,
Und ob die Welt den Stab mir bricht,
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! ich kann nicht anders.

Herwegh selbst soll, als man ihn aufforderte eine Entgegnung zu liefern, geäußert haben: »Nein, Geibel's Gedicht ist schön, und es ist besser so.«

Herwegh unternahm nun, um für eine Zeitschrift, die sowohl seinen communistischen Ideen *) Ausbreitung, als seinen politischen Anhängern gewinnen sollte, ein allgemeines Interesse herbeizuführen, eine Reise von Zürich durch Deutschland bis nach Ostpreußen. Jene Zeitschrift, sollte den Titel: »Der deutsche Bote aus der Schweiz« führen und von Neujahr 1843 an in Zürich erscheinen.

Der junge Dichter deutscher Hoffnungen und Bestrebungen fand überall viel Liebe und herzliche Theilnahme,

*) Der Stifter des Communismus, einer Art Gütergemeinschaft, auf Grundsätzen der Billigkeit und des gegenseitigen Verkehrs oder Ineinanderlebens basirt, war Fourier, der 1837, 65 Jahr alt, als Mäkler in Lyon starb. Sein System erfreut sich zahlreicher Anhänger und bietet viele augenscheinliche sociale Vortheile.

namentlich in Jena (wo er seinen gleichgesinnten Freund, R. E. Prutz besuchte und von den Studenten rauschend gefeiert ward) in Köln, Leipzig, Stuttgardt ꝛc. ꝛc. Fast überall schaarten sich namentlich Schriftsteller, Buchhändler und alle freisinnige Genossenschaft um ihn, dem Gaste frohe Libationen bereitend. Ein Beweis, daß die Ideen, welche Herwegh in seinen Liedern verfochten, eine Art Anerkennung gewonnen. Seine Persönlichkeit, die wir schon geschildert, machte dabei den günstigsten Eindruck. Scharf geschnittene edle Züge, voll jugendlicher Frische und Energie und ein Blick des Auges, der wie der Ton der Stimme etwas Treuherziges zeigte und für die Wahrhaftigkeit eines jeden seiner Worte zu bürgen schien. Seine Reise ging nun auf die Spreestadt, Berlin. Auch hier sah er sich in die ersten Kreise gezogen und die märkische Bildung drängte sich zu seiner Bekanntschaft. Der Gefeierte konnte nicht ahnen, daß man ihn bald eben so schnell desvouiren, als jetzt erheben würde. Sehr wahr ist jene Bemerkung die der Berliner Gesellschafter damals wie folgt über diese Huldigungsmanie machte:

»Die Juden tanzten um ein goldenes Kalb, statt den alleinigen Gott zu verehren. Wir jetzigen Christen sind größtentheils auch nicht recht mit unserm Herrgott zufrieden und schaffen uns goldene Kälber, um drum herum zu

tanzen. Man nennt es unter den Philosophen »Kultus des Genius«, einen Ausdruck, den Strauß erfunden hat. Der Genius, das Genie, der Mann der That in den Ideen der Zeit — ja, er zwingt die gesunde, gebildete Menschheit unwillkürlich zur Verehrung. Aber diese Verehrung ist keusch verschämt, im tiefsten Herzen freudig zitternd, auch religiös; und deshalb ohne Prätension, ohne Prahlerei, ohne Champagner begeistert, gesättigt, überquellend, ohne Braten und Compots. Daß ihr aber eure Dichter und Helden an Tische mit Eßwaaren und Weinflaschen setzt, euch drum herum, euch satt eßt und antrinkt und dann anfangt, um sie herumzutanzen mit Toasten, Reden und allerlei Firlefanz, ehrlich gesagt, das ist keine gesunde wahrhafte Verehrung. Dieser Art von Verehrung liegt eure eigene Leere, Eitelkeit, Egoismus zu Grunde. Der Dichter, der Held ist Mode, läßt er sich bei euch sehen, hallo! ihr müßt ja die Mode mitmachen. Ihr braucht ja einen Gegenstand, einen Grund zum gemeinschaftlichen Essen und Trinken. Jetzt dauert mich Herwegh, den man zum Tagesgotte erhoben hat. Er selbst ärgert sich wohl am Meisten über diese Abgötterei, die nicht aushalten wird. Wißt ihr, woher diese strohlodernde Begeisterung? Wir haben keine solide feste Richtung und Gesinnung, wir sind kein Volk, sondern blos ein hyderartiges Publikum,

das immer etwas zu verzehren haben will. — Man entschuldige sich hernach nicht damit, die politische Poesie sei bloß Kind der Zeit und der alte Saturn werde auch dieses Kind verschlingen; hernach sei es von Rechtswegen aus mit der Abgötterei, die man mit Herwegh treibt. Nein, »wer den Besten seiner Zeit genügt hat, der hat gelebt für alle Zeiten.« Die politische Poesie ist nicht mehr ein Kind der Zeit als jede andere Form des Schönen. Jede poetische Schöpfung geht aus dem Ideale der Zeit hervor, wenn sie wirkliche lebendige Poesie ist. Ihr verehrt die Idee, das Princip, das allgemeine in dem Subjekte der Idee? Gut, so vergöttert aber das Subjekt nicht, die vergängliche Erscheinung des Ideals, sondern beweist eure Begeisterung durch die That für die Idee. Die einzelne Person ist freilich wirklicher Brennpunkt, persönliche Erscheinung des Ideals, und somit verdichtet sich die Begeisterung ganz natürlich um diese Person. Doch, wie gesagt, dann zeigt sich die Begeisterung nicht in Essen und Trinken, sie ist göttlicher Natur, sie ist wirklich religiöser Art. Bei dieser gesunden Art der Verehrung unterscheidet man noch immer die zufällige Person von dem Ewigen, von der Idee, deren Träger und Subjekt sie ist, und dann kommt nie diese Art von Huldigung zum Vorschein, wie wir sie so oft beim deutschen Publikum bemerkt haben.

Bald las man nun in den Berliner Zeitungen, daß Herwegh zu einer Audienz beim Könige gelassen sey, wozu Schönlein, der Leibarzt, ebenfalls ein Freund der politischen Bewegungen, den Monarchen veranlaßt haben sollte. Ebenso, obschon auf eine wahrhaft befremdende, indiscrete Art ward das Publicum von dem Inhalte jener Audienz unterrichtet.

»Wir wollen als ehrliche Feinde uns gegenüberstehen — sollte Friedrich Wilhelm IV. dem jungen, sehr verlegen sich gebehrdenden Poeten geäußert haben — ich hasse Gesinnungslosigkeit, und wir wollen beide wirken, Jeder in seiner Art und Jeder mag sich nur darüber Rechenschaft geben können. Aber auf Ihrem Kreuzzuge werden Sie wohl auch noch einen Tag vor Damaskus erleben!« Herwegh selbst, äußerte sich nach seiner Rückkehr nach Zürich in einer Erklärung, die er der Augsburger allgemeinen Zeitung sandte, dahin: daß er den in Berlin verbreiteten, auch in mehrere Blätter übergegangenen Gerücht, als habe er um eine Audienz beim Könige von Preußen gebeten, Folgendes entgegensetzen müsse:

Hr. Dr. Schönlein habe ihm eines Morgens den Besuch erwiedert, den er ihm ein oder zwei Tage zuvor abgestattet; bei dieser Gelegenheit habe ihm Dr. Schönlein gesagt, wie freundlich Se. Maj. der König bei Betrach-

tung eines Portraits Herweghs in einem Musenalmanach sich über ihn geäußert habe, wobei der Wunsch ausgedrückt worden sey, ihn doch auch persönlich zu sehen. Hr Schönlein habe beigefügt, auch ihm (Herwegh) müsse es interessant seyn einen Mann wie Se. Maj. von Angesicht zu schauen. Was Herwegh darauf erwidert und gethan, wie nach einer zweiten Begegnung mit Hrn. Schönlein dieser ihn an einem dritten Morgen in seinem Wagen nach dem Schlosse abgeholt habe, ist in Herweghs Erklärung, die eine bittere Stimmung gegen Hrn. Schönlein athmet, etwas näher angegeben, scheint aber der Augsburgerin von »keiner Bedeutung« und in »seiner Form kaum zur Mittheilung passend». — Bald erfuhr nun auch das redeselige und neugierige Berlin den dankbaren Conversationsartikel, daß der junge, interessante Dichter sich mit der Tochter des reichen Hofbanquiers S., einem geistreichen lebhaften jungen Mädchen, verlobt habe. So stand also Herwegh anscheinend auf dem Zenith socialer Glückseligkeiten.

Der Dichter der »Lieder eines Lebendigen« begab sich nun nach Königsberg, wo sich seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. eine eigenthümliche Reaction gebildet hatte, die namentlich von den: »vier Fragen« des Dr. Jakobi aus, Leben und Geltung zu gewin-

nen trachtete. Die inländischen Zustände unterlagen, namentlich in der vom Dr. Witt vortrefflich redigirten »Königsberger Zeitung« (Eigenthum des Stadtverordenten, Buchdruckereibesitzers Hartmann), einer freimüthigen, aber meist durch würdige Haltung überzeugenden Prüfung. Von den Freunden einer solchen vernunftgemäßen Presse wurde auch Herwegh ein Festmahl veranstaltet, an dem über 170 Personen froh und heiter Theil nahmen. Aber schon hatte sich der junge Dichter einem Extrem hingegeben, das seine wahren Freunde für ihn besorgt machen mußte. Dies sprach sich namentlich in der an Paradoxen reichen Rede aus, die er den Studenten hielt, als diese Herwegh einen Fackelzug brachten. »Man müsse die Freiheit bis zum Wahnsinn lieben!« lautete es unter andern. Das konnte nicht gut thun und gab reichlichen Stoff, Herwegh geradezu, als einen reinen Phantasten, ohne alle Rücksicht, vor der Menge hinzustellen.

Von Berlin aus aber, wahrscheinlich in Folge der unberufenen Publicationen der Zwiegespräche mit dem Könige war eine Ministerialverfügung erlassen, die jede Theilnahme an einer öffentlichen Festlichkeit zu Herwegh's Ehren untersagte. Namentlich sollte den Studenten für diesen Fall die Relegation angedroht seyn, was aber der Universitätsrichter, Assessor Becker später verneinte. — Herwegh

kehrte nun nach Berlin zurück. — Gleichzeitig mit seiner zweiten Erscheinung in der Residenz aber, war ein Schreiben das die »Leipziger allgemeine Zeitung» Nr. 358 zuerst unterm 19. December aus Königsberg brachte, und das an Seine Majestät dem Könige von Preußen von Herwegh gerichtet war. Dasselbe lautet:

Majestät!

»Wir wollen ehrliche Feinde seyn,« lauteten die Worte, die Preußens König jüngst an mich gerichtet und diese Worte geben mir ein Recht, sie legen mir die Verpflichtung auf, offen und unumwunden, wie ich einst mein Vertrauen auf Eure Majestät ausgesprochen, nun auch meine Klage, meine bittere Klage vor Ihren Thron zu bringen, ohne eine Devotion zu heucheln, die ich nicht kenne, oder Gefühle, die ich nicht empfinde, und nie empfinden werde. Wir wollen ehrliche Feinde seyn, — und an demselben Tage, da Eure Majestät diese Worte auszusprechen geruhten, gefällt es einem hohen Ministerium, den Buchhändlern den Debit eines von mir erst zu redigirenden Journals, von dem unter meiner Redaktion noch keine Sylbe erschienen ist und dessen Debit vor 2 Monaten, ehe diese Uebernahme der Redaktion durch mich bekannt gewesen, erlaubt worden war, lediglich meines Namens wegen zu verbieten. Daß dieser mein Name auch bei Eure Majestät einen so schlimmen Klang habe, kann und darf ich nicht glauben, nach dem was Sie vor wenigen Tagen an mich geäußert. Ohne Zweifel haben Eure Majestät von diesem

Verfahren gar keine Kunde und der Zweck dieses Briefes ist auch nur, diese einfache Thatsache zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Eure Majestät weiter beschließen mögen, was Rechtens ist. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbotes, denn ich weiß, das mein beschränkter Unterthanen-Verstand, meinem Bewußtsein einer neuen Zeit auf ewig widersprechen muß, dem alternden Bewußtsein und dem Regiment der meisten deutschen Minister, denen ich das Recht der Opposition gerne einräumen möchte, wenn sie überhaupt nur Notiz nehmen möchten von dem was um sie her vorgeht, aber vorgeht in den Tiefen der Menschheit, statt sich mit ein Bischen Schaum und Wind zu zanken, die auf der Oberfläche spielen. Wenn diese Minister in dem Widerspruche gegen sie, auch zuweilen die Elemente einer neuen Religion zu entdecken, nicht blos Polissonnerie und Frivolität zu wittern im Stande wären, kurz, wenn diese Minister ausser dem Zufall ihrer Geburt und ihrer oft schätzenswerthen administrativen und polizeilichen Talente auch das Talent und den guten Willen besäßen, sich auf einen ehrlichen Kampf mit ihren Feinden einzulassen, statt dieselben erst vornehm zu ignoriren, dann, ohne sie zu kennen, brutal zu behandeln, und so Fürst und Volk zu täuschen, wenn sie von einer Beunruhigung der Gemüther reden, die in der That und Wahrheit nicht vorhanden ist und durch äussere Maßregeln nun und nimmermehr erzwungen werden kann. Noch giebt es Menschen, die durch Nichts zu schrecken sind (und ich rechne mich zu ihnen) Menschen, die sich die Seele ausschreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt; um so getroster, da selbst die Feinde des Fortschrittes nicht mehr den Muth besitzen, Gewalt zu brauchen, weil sie wohl einsehen, wie gefährlich

dies Märtyrerthum ist und wie für Einen Mann, den zu unterdrücken ihnen gelingt, zwanzig Geharnischte auf einmal aus dem Boden springen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, so schmerzlich es ist, das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehen und als Individuum mit einem ganzen Staatsprincip in ewiger Collision zu leben; ich bitte nicht um Zurücknahme dieses Verbotes, denn ich bin kein Schriftsteller von Profession, suche keinerlei materielle Vortheile durch das zu erreichen, was ich sage, weil ich es sagen muß. Aber auch für die materiellen Vortheile und die Verbreitung des Journals ist durch ein Verbot nicht hinlänglich gesorgt, Bücher fliegen recht eigentlich durch die Luft und was das Volk lesen will, ließt es allen Verboten zum Trotz. Eure Majestät Minister haben vor $5/4$ Jahren meine Gedichte verboten und ich bin so glücklich, im Augenblicke die fünfte Auflage derselben veranstalten zu können. Eure Majestät Minister haben die Beschlagnahme als gefährlich erschienener Bücher verordnet und ich habe mich auf meiner ganzen Reise davon überzeugt, diese Bücher sind in Jedermanns Händen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich darf um nichts bitten in einem Lande, das ich verlassen will. Ich bin nach der Nothwendigkeit meiner Natur Republikaner und vielleicht schon in diesem Augenblicke Bürger einer Republik. Ich kann, ohne mich selbst zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, wo selbst die Censur aufgehört hat, eine Wahrheit zu sein; was ja die täglich statt findende Confiscation bereits censirter Bücher beweisen. Aber es hat mein Herz gedrängt, an Eure Majestät noch ein letztes ehrliches, wenn auch leidenschaftliches Wort zu richten, ein Wort, was nur die

Diener der Fürsten selbst anklagen soll, ein Wort unter vier Augen, das aber doch nicht blos mein Wort, sondern das vieler Tausende, ein Wort das ich mit ganzen heiligen Eifer und Vertrauen meiner Seele vor Eurer Majestät gesprochen, und das Eure Majestät demnach würdigen und schätzen werden.

In tiefster Ehrfurcht

Eure Majestät ergebenster

Herwegh.

Allgemein war das Erstaunen über solch' eine ungeahndete und gänzlich unzurechtfertigende Taktlosigkeit. Selbst die eingefleischtesten Enthusiasten vermochten diese Rüge nicht zu unterdrücken.

Kaum fand man es zu hart, daß Herwegh in Folge dieses, im Taumel der Verblendung geschriebenen Briefes augenblicklich die Residenz verlassen mußte, und auch in Stettin, wo er seinen Freund Prutz noch einmal begrüßen wollte, nur 8 Stunden mit seiner ihn begleitenden Braut geduldet ward. Die Theilnahme für den jungen Dichter, kühlte sich bedeutend ab, und als kurze Zeit darauf das Verbot der: »Leipziger allgemeinen Zeitung« folgte, war ihm auch die Verurtheilung aller seiner Collegen in literis gewiß, denen er durch seine Unbesonnenheit nur das schlimme Loos bereitetet hatte, ihre Bestrebungen, noch so aufrichtig, beargwöhnt und umstellt zu sehen. Wenig

half es, daß H. sich gegen die Art und Weise der Veröffentlichung in nachstehender Erklärung aussprach und behauptete, an alle liberalen Journale geschrieben zu haben: wenn ihnen etwa ein Brief von ihm zukäme, denselben zu unterdrücken. Erklärung: »Ohne mein Wissen ist in der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 24. Dec. ein Privatbrief an den König von Preußen im Geleite einiger Druckfehler veröffentlich worden. Die Veröffentlichung bitte ich einzig der unverantwortlichen Indiscretion eines Freundes, nicht einer Taktlosigkeit meinerseits auf die Rechnung zu setzen. So bereit ich bin, für meine Worte einzustehen, so muß ich doch die unselige Klatschsucht, die **stante pede** Alles ohne Unterschied in den Mund der Leute bringt und auch diesen einmal verrathenen Brief gegen meinen Willen und vor der Zeit so weit befördert hat, durchaus mißbilligen.«

Georg Herwegh.

Auch in Leipzig und Frankfurt a/M. duldeten die betreffenden Behörden Herwegh nicht über 24 Stunden. So langte er denn am 12. Januar 1843 wieder in Zürich an, vielbesprochen und leider auch — viel geschmäht. Humane Beurtheiler fand er wenige. Ja selbst seine Dichtergenossen und einer der begabtesten derselben, sein ehemaliger Freund Freiligrath glaubten die Desavoui-

rung der Herwegh'schen Richtung kund geben zu müssen. Er that es in nachfolgendem Gedichte, welches die Nr. 20 der diesj. Kölner Zeitung brachte:

Ein Brief.

Das war ein lustig Ziehen
Und Reisen durch die Welt!
Das war ein Fackelsprühen
Von Zürich bis zum Belt!
Aus Herzen und aus Küchen
Stieg Weihrauch dir empor;
Pelotons von Tafelsprüchen
Schlugen knatternd an dein Ohr!

Ein neuer Held Sanct Jürgen
Durch Deutschland zogst du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der grause
Noch züngelt ungescheut?
Verpaßtest du beim Schmause
Vielleicht die rechte Zeit?

Du trotziger Dictator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator,
Und übrig nur — der Schwab!

Verwelkt schon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schriebst dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Nun können sie dich bänd'gen,
Philister und Zelot:
»Da habt ihr den Lebend'gen!
Er schlug sich selber todt!«
Wen Ruhmskleider zieren,
Der hüte sie, wie Schnee!
Wahr ist es: Renomiren
Verdirbt die Renommee!

Wer sagt, er stände Wache
Fürs Recht, der halte Stich.
Und gebe statt der Sache
Nicht immer nur sein Ich!
Der schwinge, wo für's Ganze
Man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffahrt ficht!

Wer so mit Wein der Ehren
Empfangen ward, wie du,
Wie mocht' er den bethören,
Trank auch ein Volk ihm zu?

O Schmach, im Rausch zu fallen,
In Händen noch den Krug!
Berauscht sich zu erlallen
Des Lächerlichen Fluch!

Das ist's! — Wohl wird geschlagen
Ein Held im Kriegsgewühl;
In alt und neuen Tagen
Schritt mancher ins Exil;
Doch rings im Volksgetümmel
Kein Höhnen und kein Groll:
Sein Stern erlosch am Himmel —
Doch rein und würdevoll!

Die Freiheit rang die Hände,
Da seine band der Strick!
Wie todte Fackelbrände
Der Freunde düstrer Blick!
Ringsum Gewitterstirnen,
Rings Murmeln durch's Visir,
Ringsum verhaltnes Zürnen —
O, ständ' es so mit dir!

Dir folgt, wie plumpen Schnittern,
Ein Rauschen, hörbar kaum;
Das ist der Triebe Zittern
Am jungen Freiheitsbaum!

Der Knospen und der Triebe,
Die freudig ihn geschmückt!
Die, ach, mit Einem Hiebe
Du alle fast geknickt!

So ziehst du! — Was ich sagte,
Wohl klingt es schonungslos!
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog selber sich das Loos!
Du nanntest den alten Riesen
Zu alt zu dieser Frist?
Du hast uns nur bewiesen,
Daß du zu jung noch bist!

Zieh' hin! — Doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeihn!
Bring' ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' sie ein;
Der Dichtung Goldstandarte,
Laß wehn sie, doppelt reich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenstreich!

Freiligrath hat für diese seine ungeforderte Opposition eben keinen großen Dank eingeerndet. Er am wenigsten sollte mitgeholfen haben, Steine auf einen jungen Ruhm zu wälzen. Es sieht dies einer Scheelsucht sogleich,

welche man früher an der Dichter der Wüstenlieder nicht kannte. Daß Herr Karl Heinzen in der Rheinischen Zeitung Freiligrath seine Freundschaft aufkündigte, wird und kann Ersteren gerade nicht unglücklich machen, allein das Gedicht, in welchem Jener es that und welches wir nachstehend mittheilen, bringt dennoch Vorwürfe, die sehr Viele in Deutschland theilen müssen:

An Freiligrath.

»Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
»Als auf der Zinne der Parthei!«
Doch greift er ohne Scheu, nach der Standarte,
Der — Polizei.

Gefordert einst zu männlicher Bestreitung,
Schwieg die poetische Person,
Jetzt kämpft, o Ehren, in der Kölner Zeitung,
Die — Pension.

Ist der Lebend'ge um den Ruhm gekommen,
Geduld, er stellt ihn wieder her,
Doch was er unbefleckt nach Haus genommen,
Das ist — die Ehr.

Dir blüht verdienter Ruhm im Wüstensande,
Im Urwald prangt dein Haus,
Doch, seit dein »Brief« ertönt im Vaterlande,
Ist's — mit dir aus. (?)

Dir muß mit Schmerz ein Freund den Rücken kehren,
Der nur den Freien achten kann,
Den Dichter wird er ewig in dir ehren,
Fort ist — der Mann!

Dagegen hat es mit H's Creirung zum Heiligen wohl noch eine kleine Weile Zeit. Wir lassen das hierauf bezügliche Gedicht mehr als Curiosum folgen:

Die alte und neue Zeit.

Der Ritter Georg der alten Zeit
In Sagen und in Liedern;
Der Ritter Georg der alten Zeit
Hat von den Drachen uns befreit —
So heißt es unter Brüdern.

Der Ritter Georg der alten Zeit
Das war ein guter Ritter;
Der Ritter Georg der alten Zeit
Hatt' auch sein Kreuz, hatt' auch sein Leid
Weint manche Thräne bitter.

Der Ritter Georg der alten Zeit,
Weiß nicht wie er gestorben
Der Ritter Georg der alten Zeit,
Hat durch seine Kämpfe Heiligkeit
Und ewigen Ruhm erworben.

Du Ritter Georg der neuen Zeit,
Laß es dich nicht verdrießen,
Du Ritter Georg der neuen Zeit
Dir droht noch manches Herzeleid,
Wirst noch viel dulden müssen.

Du Ritter Georg der neuen Zeit
Rangst manchen Drachen nieder;
Du Ritter Georg der neuen Zeit
Hast uns von manchen Wurm befreit;
Schon athmen bald wir wieder.

Du Ritter Georg der neuen Zeit,
Und solltest einst du sterben,
Du Ritter Georg der neuen Zeit
Wirst wie der Alte Heiligkeit,
Und ew'gen Ruhm erwerben.

Rh. Zeitung Nr. 14.

Von den kleineren poetischen Aus- und Einfällen, die Herwegh's Briefepoche begleitete, theilen wir noch folgende mit:

An Herwegh.

Unter ist die Sonne von Schiller und Göthe,
Nur mit Herwegh bricht heran die Morgenröthe
Wer, wie er, verstehet zu höhnen und dichten,
Der kann sich selber auch nur strafen und richten,
Wähnst du wirklich auf deines Uebermuthes Zinnen,
Die Suprematie Allen abzugewinnen.
Glaub' mir Herwegh wo aufkeimen deine Saaten,
Hier weg! wird's heißen in allen Staaten.

Haude u. Spenersche Zeitung.

Herwegh und die Liberalen.

»Her!« so riefen sie All', daß du die Kastanien holest,
Jetzt, wo du so dich verbrannt, schau' doch wie schreien sie — »weg!«

Nürnb. Zeitung.

An Herwegh.

Schritt'st du auf polit'schem Heerweg' nicht, dem breitgetretnen, her,
Wärst du zwar nicht so lebendig, aber für das Leben mehr.

Komet.

Die Rhein und Mosel Zeitung glaubte ihren Patriotismus nicht schneller und glänzender darthun zu können, als indem sie wie nachstehend Herwegh mit ihrem edlen Grimm verfolgte: »Es gehört eine eigenthümliche Hohlheit und Inmoralität der Gesinnung dazu, um sich für der Dichter so schandbarer und zum Theil völlig sinnloser Lieder zu enthusiasmiren, wie sie Herwegh geschrieben hat. Wo der politische Geist einen wirklichen Inhalt hat, liebt man solche Kundgebungen politischer Sinnlosigkeit und grober Gottesverläugnung, wie die erwähnten Poesieen sind, nicht.« — Wir ehren den Gott, der u.a. allen reuigen Sündern liebend vergiebt, und halten den ganz einfach für einen — Narren, welcher den großen, gerechten Gott läugnet. Wir haben aber nirgend gelesen, daß Herwegh sich jenes Verbrechens schuldig gemacht und riskiren selbst von der Rhein und Mosel Zeitung dafür als »hohl und unmoralisch« erklärt zu werden. — Der »Westphälische Merkur« gab Herwegh den freundschaftlichen Rath, künftig an einem, von Hrn. C. Schultz abgefaßten Gedicht: »Wünsche eines Preußen beim »Beginn des Jahres 1843« ein loyales Muster zu nehmen, »wie ein Dichter seine freien Gedanken eigentlich in einer schicklichen Form unumwunden mitzutheilen habe.«

Die »Kölner Zeitung« fragte ganz besorgt, aber vor

der Briefepoche, sonst hätte sie auch diese väterliche Besorgtheit nicht kund gethan, »ob Herwegh's Ruhm denn andauren werde? Er müsse wenigstens mehr thun, als er bisher gethan. Ein Bändchen politischer Gedichte sey kein Paß für die Unsterblichkeit und wenn jener Ruhm kein Strohfeuer seyn solle, müsse Herwegh auf andern Felde beweisen, daß der ächte Genius in ihm wohne.« Später, nach der Briefepoche äußerte sie sich vernünftiger: »Während wir hier noch gelegentlich unsere Bedenken unter einander äußern über die ehrende Auszeichnung, mit welcher Herwegh in Berlin und weiter behandelt worden, kommt uns sein Brief an den König von Preußen zu Gesicht. Wie ruhig dürfte man in Deutschland dergleichen dem Druck und der Oeffentlichkeit übergeben! Die unmittelbar darauf erfolgte Ausweisung des ungeschickten und unreifen Briefstellers aus Berlin und Preußen erschien uns zuerst als Ausfluß desselben Wohlwollens, dessen er sich dort in ungemessener Weise zu erfreuen gehabt, als die gutmeinende Absicht, ihn stärkeren Aeußerungen eines gerechten Unwillens im Publikum und in der Gesellschaft zu entziehen, wie denn in der That ein längeres Verweilen in Berlin ihn in die peinlichsten Situationen gebracht haben würde. Denn wenn wir auch wissen, daß der Enthusiasmus unserer nördlichen Landsleute von sehr leicht ent-

zündbarem Stoffe ist, so kennen wir doch auch ihr Gefühl für Recht und Schicklichkeit, das sich nicht ungestraft verletzen läßt. Aus den weiteren Maßregeln ersieht man die Tendenz, zu strafen, ja im Hintergrunde erhebt sich die drohende Gestalt der Reaktion. Wir fürchten indeß nicht, daß das beklagenswerthe Beispiel früherer Jahre, wo die Verrirung Einzelner von der Gesammtheit hat gebüßt werden müssen, sich wiederhole. Der, einem solchen politischen Mißgriff anhängende Mangel an der einfachsten logischen Bildung sollte allein hinreichen, derartige Besorgnisse zu verscheuchen. Zu welchen unnatürlichen Beschränkungen der Gesammtheit müßten Fehler oder gar Verbrechen der Einzelnen führen? ja es könnte folgerichtig einer Bevölkerung einfallen, ihrer Behörde wegen des Versehens eines ihrer Mitglieder den Gehorsam zu versagen, und was alles birgt ein zu weiter Schluß.«

Die »literarische Zeitung« »(Berlin bei Duncker und Humblot») redigirt von einem Herrn Dr. Brandes gab sich auch die höchst undankbare Mühe, ihre Antiliberalität durch fortwährende Angriffe auf Herwegh darzulegen.

Herwegh langte also am 12. Januar d. J. in Zürich an. Am 13. begingen die Studenten der dortigen Hochschule seine Rückkehr mit einem Ständchen. Herwegh sprach dafür dankend, zugleich die Ueberzeugung aus »daß

allerdings die Schweiz der wahre Heerd der Freiheit sei.« Dennoch aber scheint es mit diesem Heerd nicht ganz seine Richtigkeit zu haben, weil dem Dichter die Erlaubniß der Ansässigmachung im Canton Zürich versagt wurde und er sich daher in Liestall, Canton Basel Landschaft ansässig machen wird. Die Verlagshandlung der Lieder eines Lebendigen (Winterthur und Zürich, Verlag des literarischen Comtoirs) veranstaltet übrigens die Herausgabe eines zweiten Bandes derselben, und ladet alle Buchhandlungen zu festen Bestellungen ein, wobei sie zugleich den bereits starken Einlauf derselben anzeigte.

Wir schließen nun unsere Brochüre, in der wir versuchten, alle Aktenstücke über Herwegh's Erscheinen auf der Bühne des öffentlichen Lebens zu sammeln und zu commentiren, mit den Worten welche auch einen Aufsatz in Dullers »Vaterland« (Darmstadt bei Jonghaus) schließen und die zum Zweck haben Freiligrath's Auftreten gegen Herwegh zu rechtfertigen.

»Mit dem Bilde einer geliebten Braut im Herzen, und — wir wollen es glauben — mit mancher fruchttragenden Erscheinung bereichert, ist Herwegh an die Ufer des Züricher See's zurückgekehrt. Im Begriff ein Hauswesen sich zu gründen, schließen wir uns gerne an ihn, mit der Hoffnung, daß, was er neulich mit Grund öffent-

licher Rüge gesündigt, nur ein nun geschlossener Incidenzpunkt seines Lebens sei und daß aus zerstobenen Täuschungen und erhaltener ernster Lehre neue eigenthümliche Blüthen ausgezeichneter Dichtergabe steigen werden.« Und diesem Wunsche stimmen wir aufrichtig bei. Es ist ja Tag und wir sehen den Tag! —

Die Herwegh'sche Angelegenheit bietet namentlich von den Ovationen an, mit denen man den jungen Dichter vom Oktober vor. J. an bis zur Publikation des berüchtigten Briefes an den König von Preußen überschüttete, worauf alsdann die »gute und und schlechte Presse« ihn eben so hurtig fallen ließ, Stoff genug, den heutigen Zustand unsrer politischen Journalistik und deren sonderbare Zuckungen und Schwankungen zu beobachten. Man ist freilich sehr schnell bereit, die gegenwärtige Rechtslosigkeit der Presse deshalb anzuklagen und kaum mag es dem politischen Schriftsteller übelgedeutet werden, wenn er da, wo er oft jeden Rechtsboden unter sich schwinden sieht, nur mit banger Furcht seine Carrière verfolgt. Aber bei alle dem liegt auch die Schuld an dem eigenen Verläugnen aller Gesinnung, die nothwendig bei den Wirren des Tages vorhanden seyn muß, weil sie sonst den Lesern der

politischen Journale den Mangel an aller Consequenz deutlich verräth. Und das auf solche Weise die Presse sich selbst in den Augen der Menge Blößen über Blößen giebt, liegt ebenso nahe, als es eben den Regierungen mit Leichttigkeit die Waffe überliefert, gegenüber den Schwankungen der Presse eine feste, drohende Stellung einzunehmen. Als am rührigsten und im Ganzen der einschlagenden Zeitrichtung am gemäßesten nachgebend, sind die sächsischen Journale zu erklären. Die »Leipziger Allgemeine« schaut allerdings, den Umständen sich beugend, stets mit besorgten Augen nach den Berliner Ministerialbureaux, beobachtet aber jetzt eine wohlthuendere Sicherheit in ihren preußischen Berichten, während sie früher nicht leicht den Vorwurf der Einseitig- und Flüchtigkeit derselben, von sich weisen konnte. Ein keckes, frisches Leben entwickelt die neugegründete Held'sche »Locomotive,« an der das Zusammenwirken mehrerer »strebsamen Kräfte,« sichtlich. Etwas weniger Leidenschaftlichkeit dürfte dem jungen Blatte im eigensten Interesse anzurathen seyn. Die »sächsischen Vaterlandsblätter« verdienen die Anerkennung welche sie bereits gefunden. Die Biedermann'sche »politische Monatsschrift« handelt zu trocken ab, selbst für Naturen, die eine solide Besprechung der Tagesfragen der flüchtigen Controle der politischen Zustände vorziehen. Von den übrigen po-

litischen Organen, streben hauptsächlich die Kölnische Zeitung, das Vaterland, die Giehnesche »deutsche Wochenzeitung,« das Frankfurter Journal, die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung, der Nürnberger Correspondent und das Mannheimer Journal eine Stellung einzunehmen. Während die hamburgische »Neue Zeitung« und der »Altonaer Merkur« unter Wienbarg's Leitung einst Aufmerksamkeit und Leser occupirten, sind diese Journale jetzt auch wenig mehr, als Nachdrucker der bereits zum zwanzigsten oder dreißigsten Male in den deutschen Zeitungen florirenden Artikel. Hoffen wir nun, daß die Journalistik sich bald zu der Ehrenhaftigkeit erhebe, welche sie den Regierungen als eine nicht länger zu verkennende Macht erscheinen läßt. Dann wird auch das Ziel erreicht werden, daß uns einzig als das wünschenswerthe erscheinen muß: Oeffentlichkeit und Preßfreiheit.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herwegh, Georg,

Fragmente zur Geschichte des Tages mit dem Portrait, der Biographie und dem Facsimile des Dichters

Nürnberg 1843

Biogr. 1276,15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068229-2